

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 265.

Posen, den 17. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Auch in der Berggeistbaude war es recht still. Und in dieser Stille, die lastend und trübe um ihn wob, wie ein dichter Nebel, — denn Wanda begann sich allmählich vor seinem tieffinnigen Wesen, wie vor seinen gelegentlichen Wutausbrüchen zu fürchten und ließ ihn meist in Ruhe, — in dieser Stille wuchs in Paul Vogt das Unheimliche und nahm allmählich ganz von ihm Besitz. Als es zuerst in ihm aufgetaucht war, hatte er sich wohl erschrocken dagegen gewehrt. Aber es kam wieder und wieder, — kam schließlich in der Maske der Gerechtigkeit, da sein von Hause aus gutmütiger Sinn vor brutaler Rache schauderte. War das gerecht, daß Marie und der Biehm in seinem lieben, alten Häusel saßen und sich es wohl sein ließen, während er nach dem Elend der Kriegsjahre und der Gefangenschaft ohne Heimte war und der Wanda zur Last fiel? War das gerecht, daß Marie den Gesunden hegte und pflegte, und ihm, dem armen Invaliden, tat keiner 'was zuliebe? Hatte er nicht mitgekämpft da draußen und sein „Blut“ vergossen, nur damit dem Häusel, seiner lieben Heimte, nichts Böses von den Feinden geschah? Fürs Vaterland! hatte es gehießen. Nu ja, nu nee, so a großes, weites Land, von dem er das mehrschte ni kannte, dabei konnt' sich doch a eefält'ger Kerle, wie er, nie viel denken. Aber das Häusel da, — das hatte er sich immer vorgestellt. Für das hatte er gern geblutet. Nu doh! — War das gerecht, daß er dann heemkam und a anderer war Herr in dem Häusel, — a anderer schlief unter dem Dach in seinem Bette, saß an dem Tisch, an dem er gesessen hatte, malte die Läden an, wie sie ihm gefielen, machte Holz und grub im Gärtel? War das gerecht? —

Nee, nee, verflucht no amal, das war ni gerecht! Das war — eine Gemeenheit war das! Das durfte man sich ni gefallen lassen! — „Nu, so gieh ock, Paule!“ höhnte der Versucher. „Mach' ock, gieh ock ei d' Stadt — uff's Gerichte! Such' dr ock dei Recht! Nuuu? — „Ja, mein Lieber,“ wird man dir sagen, „da ist nichts zu machen!“

Also so — so ging das ni. „Aber anderer, Paule, anderer tul's gehen!“

Er saß jetzt viel am Ofen, denn er fror beständig. Und er starrte in die knisternden, wispernden Flammen, in die lodernde, lockende Glut.

Das Häusel, — das muß fort.

Er erschrak wohl, als sich zum ersten Male zum Gedanken formte, was schon lange unbewußt in ihm wuchs. Aber er spielte mit dem Gedanken, der sein einziger Trost in der Verzweiflung war, bis er sich an ihn gewöhnte. Und Marie? rief wohl sein Herz, sein dummes, eefältiges Herz dazwischen. Ach, die Marie dorte, die mit dem Biehm lebte, war ja eine ganz Fremde. Sei Mieza, sei guttes Mieza, war tot, — tot, wie der lustige Paule, der Sonntags so gerne die Zither auf den Tisch gelegt hatte (dieselbe Zither, die sie ihm im Schleßkorb mitgeschickt hatte, und die er doch niemals wieder

anrühren würde), und der so seine Liedeln gesungen hatte:

„Wenn mer Sunntigs ei de Kirche giehn,
s' war immer esu, s' war immer esu,
Blei'm mer noch a wing bi'n Kratschen stiehn,
s' war immer esu, esu!“

und das wehmütige vom „Holderstrauch“. Das hatte er so gern gehabt, denn bei einem blühenden Holderstrauch im Görlitzer Stadtpark war es auch gewesen, wo er Marie zum ersten Male in der Stadt getroffen hatte. Sie war dort in Stellung gewesen, — er ein strammer Neunjehner. Und das stille, seine Mädel, an das er sonst kaum herangekommen war, hatte ihm hocherfreut die Hand gereicht: „Der Vogt Paule. Das ist ja wie ein Stück Heimat!“ — „Tust noch daran denken, Mieza?“ hatte er jedesmal nach dem Liedel gefragt. Und sie war dann immer rot geworden und hatte lächelnd genickt. Denn von da ab durfte er mit ihr „gehen“. — Wie hieß es doch im Lied? „Der Holderstrauch, der blüht schon längst nicht mehr.“ — Er wischte sich die Augen. Das Feuer da im Ofen, das blendete. Beschämmt sah er sich um. Hatten die anderen etwas gemerkt? Nee, nee ock, die kümmerten sich nicht um ihn. Es war Sonnabend, der Tag vor dem dritten Advent, und es fehlte nicht an Gästen. Meist waren es Einheimische, — alte Schul- und Kriegskameraden darunter. Aber keiner achtete mehr groß auf ihn, — kaum, daß ihm noch mal einer mitleidig eine Zigarre anbot. Seine Geschichte war nichts Neues mehr. Man hatte sich inzwischen wieder an ihn gewöhnt, und Gewöhnen heißt eigentlich Vergessen. Draußen in der Schmiedeberger Gegend war kürzlich ein Raubmord geschehen, der bildete jetzt den Gesprächsstoff, zumal er noch nicht aufgeklärt war und den Leuten zu raten aufgab. Was war dagegen an dem Paule seinem Schicksal zu raten? Das lag nun klar vor aller Augen. Die Marie wollte nicht, also mußte er sich damit abfinden. Nu doh.

Eine heiße Schadenfreude durchglühte den Mann am Ofen. Wart' ock, Ihr! Ihr werdet euch noch a Kupp iieber a Paule zerbrechen! — Und dann rieselte es ihm doch wieder eiskalt über den Rücken, obgleich ihn der Atem des Feuers umhauchte. Er wartete, bis das Frieren vorüber war. Grauen? Wovor denn? Er war ock ei'm Rechte. Seine Hand umschloß die kleine Schachtel in der Hosentasche. Dann stand er auf. In seinen Augen, die eigentlich groß aus dem hageren, rotfleckigen Gesicht blickten, war das gelbe Funkeln. Wanda hätte ihn vielleicht zurückzuhalten versucht, wenn sie es gesehen hätte. Aber sie war mit dem Bedienen der Gäste beschäftigt. Das Geschäft blühte. Sie achtete nicht auf den Paule. Er zog mechanisch den Mantel an, setzte die Mütze auf und trat hinaus in die grauweiche Dämmerung.

Einen Weg, den man in Gedanken schon hundertmal gegangen ist, geht man in der Tat dann ganz unbewußt. Ehe er es sich versah, blieb der Wald hinter ihm zurück, war er auf dem Weg zum Häusel. Jetzt überfiel ihn erst einmal das Schütteln; aber das währete nicht lange. Dann konnte er wieder denken. Und sonderbar, seine Gedanken, die sonst immer gleichsam mit schweren, kurzen Schritten sich vorwärtsbewegten, wie er es selbst tat, sie flogen jetzt wie Vögel durch die Luft.

Kein folgen konnte er ihnen. Es war immer, als flögen sie ihm davon.

Den schmalen Weg hinauf. Nee, nee o! Am Waldrande entlang! Von hinten mußte er kommen.

Im Häusel waren alle Fenster dunkel. Es schien niemand verheime zu sein. Aber daß der Berg — und war so steil, das hatte er gar nicht mehr gewußt! Das war ja, als wenn er un stieg' auf die Koppe. — Er hielt an und sah sich um. Alles wob grau in grau. Beim Schwedler Licht, — beim Menzel auch. Gutt, daß er nicht auf dem Wege dort vorüberging, — die Hunde hätter ihn verraten. Verflucht no amal, in seinem Häusel, da hatten sie ja auch so eine ahle, große Hundelärge. Wenn die nicht an der Kette lag . . . Die Bedenken verflogen wieder, zerstoben, verschwammen. Er war o! „ei'm Rechte“! Da konnte ihm nichts passieren.

Horch o! Singen? A Weihnachtsliedel?

„O, du fröhliche,

o, du selige,

gnadenbringende Weihnachtszeit . . .

Ganz fromm wird ihm einen Augenblick zumute. Dann durchfährt es ihn wie ein Messerstich. Aus seinem Häusel kommt das. Die sitzen im Dunklen und haben das Fenster offen und singen! Eine helle, weiche Frauenstimme und eine tiefe Männerstimme. Marie und der Bichm! Esu sind die, esu herzlos!

„Freue dich, freue dich, o Christenheit!“

Esu, können die singen! Und er?

Weihevoll schwebt das alte Lied durch die Dämmerung. Aber der Paule in seiner Eisensucht hört das nicht, hört nur, wie die Stimmen zärtlich zusammenklingen, wie sie miteinander verschmelzen. Das ist ja, als müßt' er mitansehen, wie die da drinnen sich um a Hals nehmen un herzen un — un — — . Jetzt machen sie auch noch das Fenster zu. Gedämpft klingt der Gesang weiter.

„O, du fröhliche,

o, du selige . . .“

Das erträgt er nicht mehr. Das muß aufhören, — aufhören muß das!

Er steigt über den niederen Zaun und springt über die leichtgefrorene Gartenerde. Er kümmert sich nicht um den Hund, der aus seiner Hütte fährt und, an der Kette reißend, wütend bellt. „Wari' ock!“ murmelte er vor sich hin. „Wari' ock!“ Er tastet, reißt ein Päckchen Zündhölzer aus der Schachtel, streicht sie an. Die Kesselfenster an der Rückseite des Hauses sind, wie früher, mit Stroh verkleidet. Die Strohhüllen reichen bis zur Holzwand hinauf. Damit hat er gerechnet. Das Stroh ist a bissel feucht, fängt nicht gleich Feuer. Es zischt. Verschreckte Hundelärge, bis ock still! — Zeke, — zeke brenn's. Bunte Flämmchen knistern.

Nu aber furte! Der Hund reißt an der Kette, wie a Barrister. — Ueber den Zaun. — der Mantel hängt, — los, — furt! Den Hang 'nuff! — Luft, Luft! — Zeke is a ei'm Rusche. Weiter, weiter! Querwaldein, über Stof und Stein. — Gott — sei — dank, dorte — is schor — die Straße!

Dicht an der Fahrstraße, die zur Berggeistbaude führt, übersäßt ihn das Schütteln so schlimm, wie noch nie. Nicht nur seinen armen Kopf, seinen ganzen Körper rüttelt der Krampf, schüttelt der Frost. Seine Zähne schlossen aufeinander. Soh reikt es ihn in Böden. —

Er richtet sich auf. Er steht wieder auf seinen Füßen. Wohin? Auf den Kamm! durchzuckt es ihn. Wie lange ist er da oben nicht gegangen — so leicht, so frei — hoch, hoch über aller Welt. — Und von den Pferdekopfsteinen aus sieht man das Häusel liegen, sieht man — das Feuer!

Er hebt die Füße kaum, so leicht geht das. Nur der Atem, — der Atem is a bissel kurz. Und die Bäume, die sausen vorüber. Ja, fährt er denn in der Bahne? Nee, nee o!, er lauft. Aber schnell geht das. Da hat er ja, — da hat er den weiten Weg schon hinter sich. Wie a Wunder is das. Dunkel is es geworden. Aber da draußen die schwarzen Männer, — die drohen und

schütteln die Köpfe. Tummheeten, — die Pferdekopfsteine!

Wie ein Schacht gähnt die Welt zu seinen Füßen, ein großer, tiefer, finsterer Schacht. Ihm schwindelt. Aber er reißt sich zusammen. Das Häusel? Wo? Wo? — Seine Blicke stolpern durch die Finsternis, taumeln, suchen. — Mischt! Mischt! — Halt! Dort drüben am Hang . . . Er will schreien. Der Hals ist ihm wie zuschnürt. Eine Flamme schlägt dort empor, leckt, lodert. Das ist sein Häusel! Sein ahles, guttes Häusel! Das brennt. Und er — hat es angezündet.

Seine Augen schwimmen. Die Flamme dort unten lodert und glüht, rekt sich, strekt sich, wie eine lange, glühendrote Zunge, kommt näher — näher — leckt nach ihm. Bräuselnde, siedende Glut im Gehirn, stürzt er zusammen. —

Wieder schlägt er die Augen auf. Da sind tausend silberne Sterne über ihm am Himmel. Aber die stehen nicht fest. Die tanzen und wirbeln und kommen herunter — näher, näher. Weiße Vögel sind es, kleine, weiße Vögel. Die legen sich kalt und lautlos auf sein Gesicht und haken ihn mit scharfen, spitzen Schnäbeln. Er will sie wegjagen, aber er kann den Arm nicht heben. Er will aufstehen, aber er kann sich nicht rühren. Er will atmen, um Hilfe rufen und ringt stöhnend nach Luft. Auf seiner Brust liegt ein schwerer, schwerer Stein. Und hinter ihm lauert ein großes, schwarzes Tier. Er hört es schnausen. Er fühlt seinen heißen Atem, fühlt schon die lange, blutrote Zunge, die nach ihm leckt. — da, da an seinem Kopf, an der Narbe bohrt sie sich ein. — Erlösend schlägt ihm weiße Helle wieder in Bewußtlosigkeit. —

Im Mohnhäusel hatte sich inzwischen folgendes ereignet:

Stefan war, wie Sonnabends meist, auch heute früher nach Hause gekommen. Sie hatten noch bei Tage essen können und aßen nun in ihrer traulich-warmen Küche und feierten Dämmerstunde. Das taten sie, wie alle nachdenklichen Menschen, beide gern. Besonders Marie liebte es jetzt, wenn die Umgebung mild umschleierl war; dann ging das Licht der Hoffnung in ihr um so heller auf.

Stefan zog sie zu sich heran und strich ihr über die Wange und Schulter. Seine Hand glitt auch behutsam über die noch kaum veränderte Linie ihrer lieben Gestalt herab. Und er lauschte ein wenig am Tor der Zukunft und fragte: „Mirzl, — ob's ein Bub wird oder ein Mädel?“ Und er hoffte eigentlich auf das Mädel, denn ihm war es, wie allen wahrhaft Liebenden schmerlich, daß Marie so viele Jahre ihres Lebens ohne ihn verbracht hatte, und er erhoffte von dem Kinde gewissermaßen eine Auferstehung der kleinen Marie.

„Wer weiß!“ sagte sie leise und streichelte seinen Kopf und fuhr mit den Fingerspitzen tastend über sein Gesicht, zog die Linie über Stirn, Nase, Mund und Kinn liebkosend nach, prägte sie sich tief ein. Denn sie wünschte natürlich, daß es ein Bub werden möchte, der ihm gleiche, an dem sie gleichsam auch seine Kindheit, sein Wachsen und Werden miterleben dürfte. Sie hatten beide in diesen Dingen noch keine Erfahrung und wußten noch nicht, daß auch das eigene Kind, trotz äußerer und innerer Ähnlichkeiten mit den Eltern, immer ein neuer, ein fremder Mensch sein wird.

Aber während sie seinen lieben Kopf noch zwischen ihren Händen hielt, war es ihr plötzlich, als umfaßte sie einen anderen. Der hatte keine so schöngewölbte Stirn, eine kürzere, stumpfe Nase, ein schlafferes Kinn, dünneres Haar und — ein verkrüppeltes Ohr. Ihr wurde angst. „Es ist so heiß hier,“ sagte sie hastig, stand auf von seinem Schoß und öffnete das Fenster. Kaum war das geschehen, so bereute sie es. Denn sie hatte das Empfinden, es käme etwas Bedrohendes aus der grauen Dämmerung da draußen zu ihnen herein. Das tat sie, was Kinder tun, wenn sie sich fürchten, — sie begann zu singen:

„Es ist ein' Ros entsprungen . . .“

Und ihres Mannes tiefe Stimme ging gleich wie eine verläßliche Stütze neben ihrem zagen Singer her. Als das erste Lied vorüber war, begann er das andere, das jetzt so ganz seiner Stimmung entsprach:

„O, du fröhliche,
o, du selige,

gnadenbringende Weihnachtszeit . . .“
Heller und froher sang sie mit. Und das harmonische Zusammenklingen ihrer Stimmen war nur wie eine andere höhere Form des Sichfindens . . .“ Beisammenbleibens in Frieden, Freude und Hoffnung.

Ehe sie die zweite Strophe begannen, schloß Stefan das Fenster.

Dann drang plötzlich Wachs müidendes Gebell von draußen herein. Sie gaben nicht sofort etwas darauf. Der Hund schlug ja an, sobald ein Mensch in der Nähe des Mohhäusels vorüberkam. Besonders den jungen Forstgehilfen, der ihn einmal geneckt hatte, pflegte er regelmäßig anzubellen. Es war wohl möglich, daß der um diese Zeit draußen vorbeikam.

Aber der Hund wollte sich nicht wieder beruhigen. Das war nicht mehr nur zorniges Schelten; da geschah etwas Ungewöhnliches. „Bleib, Mirz, ich werd' nachschauen!“ Stefan griff nach Taschenlampe und Stock und ging rasch hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Übertragung Wien.

Also neulich hat der Steirerburg geschrieben.

Wissen Sie noch? — Der aus Knittelfeld. — Sie erinnern sich nicht? — Der mit den schönen Bähnen? — Na also!

Es war eine Ansicht aus Graz. In der Mitte steht die Mur, zweimal überbrückt. Wenn man aber hört, daß da die Mur steht, darf man sich nicht „irgendetwas“ vorstellen, was eben steht, etwa wie unsere Warthe. So ein glasgrüner, schwämmernder, quiriger, lippizianischer Bergfluß, das ist im Vergleich zu unserer biederem Warthe wie eine bezaubernde Tänzerin neben einer brauen Lehrerin. Der Vergleich gefällt Ihnen nicht? Na, dann wie ein Perlmuttfaß neben einer Kröte . . . Unnütz und schön — neben nützlich und häßlich.

Links eine Uferstraße mit entzückenden vorsintflutlichen Kleinstadthäusern. In der Mitte der Stadt eine Kirche mit einem dicken Zwiebelkäppchen. Wie man diese Zwiebelkirche lieben kann! Trock der nahenden Reminiszenz. Ein Zwiebelkäppchen — das bedeutet: Sommerferien, Sonne, Wanderlust, Alpen — Heimat! Hinter der Kirche erhebt sich der Schloßberg, eine freudlich bewaldete dumme Kuppe, und in der Ferne, in der blassen, lockenden Ferne — die Riesen der Steiermark.

Und es ist Herbst — und man sitzt in Bosen fest! Aber Ansichtskarten wollen auch gelesen sein. Also, drehen wir sie um!

„Liebes Fräulein!

(Damit bin ich gemeint. Aber woher soll der Schreiber wissen, daß ich wirklich durchaus kein liebes Fräulein bin?)

Teile Ihnen mit, daß unser Verein am Sonntag, dem 14., zwischen 10 und 11 Uhr im Radio singt. Vielleicht haben Sie Gelegenheit, uns zu hören. Gesungen werden folgende Nummern aus dem Programm" — usw. usw.

Das Programm haben wir natürlich. Aber die Karte lief am Samstagabend, dem 14. ein. Wo finde ich bis morgen den entsprechenden Radiosender?

Seit einigen Jahren ist eine neue Klassifikation der Menschheit notwendig geworden, nämlich: A) solche, die Radio haben, und B) solche, die keins haben. Zu A): 1. solche, die einen Lampenapparat haben, 2. solche, die nur einen Detektor haben. Zu A) 1.: a) solche, die einen Apparat mit 4 und mehr Lampen haben, b) solche, die einen unter 4 Lampen haben. Und das ist durchaus nicht nur eine Geldfrage, sondern geradezu eine Sache des Charakters.

Ich muß jedenfalls feststellen, daß ich zur Klasse A) 2 gehöre, denn ich besitze nur einen Detektor.

Aber ich habe die verschiedenartigsten Bekannten, sowohl was den Geldbeutel, als auch was den Charakter betrifft. Etliche davon gehören zur Klasse A) 1. b) oder gar B) 1. a).

Als ich mir seinerzeit meine Dachantenne anlegen ließ, wurde mir zwar versichert, daß ich mit dieser vorzüglichen Antenne sogar Königswusterhausen mit dem bloßen Detektor hören könne. Aber das ist erstens nicht wahr: ich habe noch nie Königswusterhausen gehört. Und zweitens ist Königswusterhausen noch lange nicht Graz.

Meine beiden Neffenegeschäftsinnen haben zwar Dreilampenapparate. Aber irgendwas ist immer in Unordnung. Ich glaube, sie hören überhaupt nur die Domglocken von Berlin. Also müssen wir uns eben alle drei einen Glücklicheren suchen.

Halt — ich hab's.

In Wilda wohnt ein Vierlampenapparat, der erstens immer in Ordnung und dazu auch noch seit acht Tagen überhaupt durch einen neuen ersetzt ist. Das muß doch das richtige sein!

Aber am Sonntag früh um 10 Uhr?

Obgleich ich den Besitzer dieses Vierlampenapparates — neben seiner Gattin natürlich — mit ziemlicher Sicherheit zu meinen besten Freunden rechnen zu dürfen glaube —, so ist das eigentlich noch kein ausreichender Vorwand, sie am Sonntag in aller Herrgottsfürche aus den Federn zu trommeln. Es könnte immerhin sein, daß abends irgendwo gekrantzt worden ist, und dann ist 10 Uhr wirklich kanibalisch früh.

Ach was — um die Steirer singen zu hören, gehen wir über Leichen.

Alljo, wir treffen uns um 1/10 Uhr am nördlichen Ende der Welt (lies: der Stadt Posen). Es ist ein Wetterchen, das selbst in

dieser Zone einen Morgenspaziergang wünschenswert erscheinen lassen kann. Wer das Grazer Konzert geht vor.

Die Elektrische bringt uns in 15 Minuten an das südliche Ende der Welt (siehe oben). Wir flüchten an der entsprechenden Tür. O Glück! Herr und Frau Vierlampenapparat sind schon beinahe aufgestanden.

Wir warten andächtig im Herrenzimmer, angesichts des Wunderapparates, der uns rückwärts mit unseren Sommerferien verbinden soll. Mit einer geringfügigen Verspätung von 20 Minuten wird er eingeschaltet:

Wie gut, daß man die Störung in Graz nicht bemerkten kann.

Nach der „Funckwoche“ stimmt alles; die Übertragung soll durch Wien vor sich gehen. Wer es scheint nicht ganz leicht, Wien zu finden. Es liegt zu dicht neben Wilna. Auf der Landkarte ganz und gar nicht. Da sind elliche Breiten- und Längengrade dazwischen. Wer die Welle von Wien liegt zu dicht neben der Welle von Wilna.

Was wäre wohl passiert, wenn Sie vor zehn Jahren diesen selbsterklärenden Satz einem Corpsstudenten ins Gesicht geschleudert hätten? Eine Forderung, etliche Quartalen und Terzen wären die natürliche Folge dieser Beleidigung gewesen, und selbst Goethe und Schiller hätten Sie nicht für normal gehalten.

Wir leben in einer Zeit der unerhörtesten Wunder und halten das noch dazu für garz selbsterklärend.

Ma — — jetzt — — — — — —

— u — — u — —

— u — — — — —

— u — — u — — h —

„Das sind schon die Münche," meint Frau Vierlampa...

...apparat. „Jetzt wird's gleich losgehen."

— i — — — — — —

— i — — — — —

— i — — — — —

Qui — — — — — —

„Auf der steirischen Alm gibt's auch Ferkel," stellte sie weiter fest. Aber erstens ist sie überhaupt eine Gegnerin des Radio, und dann hatten wir sie doch um 10 Uhr überfallen.

Der Herr des Hauses drehte krampfhaft an Schrauben, die mir (Klasse A 2.) Probleme waren, und es machte abwechselnd Mu und Qui. Dazwischen tönten Kirchenglocken.

Wir lauschten andächtig und fuhren aus einer Gänsehaut in die andere, dazu aßen wir goldgelbe, softige, selbstgewachsene Birnen. Denn Vierlampenapparat haben einen echten Garten, mit hundertjährigen Obstbäumen, die vorläufig noch nicht geschnitten sind.

Schließlich bekannte der Herr des Hauses, daß man Wien am Morgen überhaupt nie bekommen könne.

„Was? Mit einem Vierlampenapparat?“

Die Gloriole der Klasse A) 1. a) verdunkelte sich vor meinem Blick. Das kann mein Detektor auch, am Sonntag vormittag — Wien nicht hören!

„Wer ein paar Häuser weiter wohnt ein Sechslampenapparat. Ich werde hingehen und anfragen, ob man Wien hören kann.“

Er stellte Wilna ein, damit wir nicht nur Mu und Qui hören, und vergewisserte sich, daß man zur Not jetzt schon sogar Leute, die nicht zur intimsten Freundschaft gehören, aus den Federn werfen konnte.

Und wir lauschten, in der Hoffnung auf die Unfehlbarkeit des Sechslampenapparates, einstweilen auf die Domglocken von Wilna. Für die anderen war das ja weiter keine Neuheit, sie behaupteten sogar, die Domglocken von Berlin seien viel schöner.

Aber während es so gewaltig dröhnte in dem ganz unkirchlich von blauem Zigarettenrauch durchzogenen Herrenzimmer, sah ich in der Erinnerung den mit Girlanden umwundenen Glockenturm vor mir, dahinter die Kathedrale, die mit ihrem Säulenportal und dem Giebel darüber mehr einem Theater gleicht; ich sah die leeren Tribünen um den Platz, vor mir einen Wall von aufgespannten Schirmen, im Säulenportal der Kathedrale die Priester in weißseidenen, zugefütterten, goldgestickten Gewändern vor dem Bildnis der Mutter Gottes aus der Ostra Brava — ich hörte den uner-

bitlichen Stegen rauschen und nasse Menschen fromme Lieder singen; so war die Krönung der Mutter Gottes, am 2. Juli 1927.

Seht verblüfften die Domglocken, und ein Priester begann zu singen. Ich fröhlte. Wenn ich an Wilna denke, und besonders an seine Priester, muß ich sie mir immer bis auf die Haut durchnäht vorstellen.

Der Herr des Hauses kommt zurück. Der Sechslampenapparat kann Wien auch nicht finden. Damit ist der Vierlampenapparat entschuldigt. Aber der Wert meines kleinen brauen Detektors wächst ins Unendliche. Wenn er am Sonntag vormittag sogar genau dasselbe kann wie ein Sechslampenapparat!

Es ist 11 Uhr. Das Konzert in Graz ist zu Ende. Wir verabschieden uns, indem wir anstandslos sehr bedauern, daß wir so früh gestört haben, und noch dazu ganz zwecklos. Enttäuscht, wie die begossenen Pudel, verlassen wir den Vierlampenapparat.

Über draußen ist strahlende Herbstsonne; der Himmel ist blau wie Emaille, und alles Laub ist kupfern und golden.

Die selbigenachsten Birnen hatten ausgezeichnet geschmeidet. Und überhaupt — die Steirer Sänger kommen im Sommer sowieso nach Polen.

W. Sch.

Aus der Geschichte der Rassepferde.

So oft man Renn- oder Sportsberichte irgendwelcher Art liest, stolpert man über Ausdrücke wie Vollblut, Warmblut, Kaltblut, Halbblut. Man nimmt sie als gegeben hin, macht sich aber meist keine Gedanken darüber, was diese Ausdrücke eigentlich bedeuten. Wir wollen uns hier einmal mit den sogenannten Vollblutpferden beschäftigen. Die Rasse geht auf die arabischen Pferde zurück, die in Dichtung und Schilderung so oft begeistert beschrieben wurden. „Der Schritt des Araberpferdes ist so leicht und schwungvoll, daß es auf dem Busen deiner Geliebten tanzen kann, ohne sie zu verlecken.“ Sein Auge ist so scharf, daß es zur Nachtzeit ein Haar zu sehen vermögt.“

Aus Bildern und Berichten kennen viele von uns die echten Redchedes-Pferde, diese Tiere mit den kleinen, biegedichten Köpfen, der starken Einsenkung um das Nasenbein, das die Rüstern besonders hervortreten läßt, und den ausdrucksstarken, intelligenten Augen. Der Hals weist eine anmutige Linie auf, die Mähne glänzt wie feinstes Seide, die Bewegungen sind harmonisch und weich und verraten die edelsten Eigenschaften, die für das Pferd Schnelligkeit, Ausdauer und Kraft sind. So ein Pferd verkauft der Araber nie. Es kann nur vererbt oder verschenkt werden. Auch sind in Kriegsfällen zuweilen einige dieser edelsten aller Pferde nach Europa gekommen. Hat man sich in Redched, besonders politischer Verhältnisse wegen, genötigt gesehen, einige Pferde als Geschenk nach Ägypten, Berlin oder Konstantinopel zu senden, so hat man sicherlich die schlechten Hengste ausgeschickt. Stuten dürfen unter keinen Umständen über die Grenze gebracht werden.

Die heute berühmten Vollblutrennpferde gehen auf arabische Stammbücher zurück. Berühmt ist die Geschichte des Godolphin Arabian, der vom Kaiser von Marokko Ludwig XV. zum Geschenk gemacht wurde, aber die Franzosen hatten damals keinen Sinn für die Kostbarkeit dieses Geschenks, und es war reiner Zufall, daß ein Engländer eines Tages das edle Pferd in einer Straße von Paris entdeckte, — als Zuggpferd vor einem Wasserkarren! —

Doch nicht nur die Abstammung entscheidet, sondern vor allem auch die Leistung auf den Rennbahnen, denn ein Rennpferd muß eine geradezu erstaunliche Kraft aufwenden, um der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden, in einer Geschwindigkeit von 50 bis 55 Kilometern die Stunde nicht nur sich selbst, sondern auch den Jockeys vorwärtszutragen. So kommt es, daß unter 800 englischen Pferden, die ihrer Abstammung nach Vollblut zählen, höchstens zehn den Anforderungen entsprechen.

Die Atmung ist die Triebkraft des tierischen Organismus, das ungeheure Tempo erfordert eine rasche Blutzirkulation, um die Atmungsorgane länger in Tätigkeit zu halten. Das Herz muß stark und kräftig entwickelt sein. Und das Vollblutpferd hat ein großes, kräftiges Herz, — das oft ein Gewicht von 6 bis 7 Kilogramm erreicht!

Es wird bisweilen von der zunehmenden Verringerung und Degeneration des Vollbluts gesprochen, diese Ansicht dürfte aber auf einem Trugschluss beruhen, denn Sachverständige betonen, daß es heute zehnmehr Pferde gibt, die zu den Höchstleistungen fähig sind, als im vorigen Jahrhundert.

Fast alle Länder haben Vollblutpferde aus England importiert, wo die Zucht zunächst in großem Umfang betrieben wurde, heute aber ist es gelungen, auch in anderen Ländern Pferde zu züchten, die den englischen keineswegs nachstehen.

Für diese Vollblutpferde werden sehr hohe Preise gezahlt. Daß ein guter Buchstengst seinem Besitzer 25 000 Mark bringt, ist keine Seltenheit. Hinzu kommen die großen Gewinne, die bei Rennen zu erzielen sind; so brachte die Stute Monnerie am Stennengewinn rund 1½ Millionen Mark ein, um dann noch für einen ansehnlichen Preis als Zuchtpferd nach England verkauft zu werden.

Daß allerdings die hervorragenden Rennpferde nicht immer als Zuchtpferde geeignet sind, hat mancher Büchter zu seinem Leidwesen erfahren müssen, denn nur selten erben sich die hervorragenden Eigenschaften auf die Nachkommen fort. Auf diese Weise kann der Beruf des Büchters sehr reich an Enttäuschungen sein. Wenn Mohammed einmal gesagt hat: Die Wurzel zu allem Bösen liegt in zwei Dingen, in der Frau und im Pferde, so wird das allerdings auf den zutreffen, der in bezug auf Pferde keine glückliche Hand hat. Für einen andern kann die Pferdezucht eine Quelle des Erfolges und der Freude sein.

E. v. Llossen.

Ein neues Lehrfach in der Schule.

Die ungarische Unterrichtsverwaltung hat eine lebenswerte Neuinführung beschlossen. „Fußgängerunterricht“ heißt das neue Gewiß ein außergewöhnlicher Lehrplan, aber ein notwendiger, wenn man an die Gefahren des immer mehr sich entwickelnden Verkehrs denkt und die Unfallsstatistiken der Zeitungen durchblättert. „Wie gehe ich richtig?“ ist das Aufsatzthema der neuen Schulstunde. „Wie bewege ich mich in den Straßen, wie überquere ich den Fahrdamm, was habe ich bei Unfällen zu tun?“ Die so wichtigen Verkehrsregeln werden hier den Kindern aus-einandergelebt und praktisch geübt. Beamte der Verkehrspolizei werden abgeordnet, um den Kindern an Ort und Stelle die Gefahren zu zeigen, vor denen sie sich im Trubel des Verkehrs zu hüten haben.

Anschauungsunterricht! Moderne Schulstunde in der Straße. Gewiß eine Einrichtung, die auch für andere Städte zum Vorbild dienen kann.

Aus aller Welt.

Eine Doktor-Eisenbart-Kur. Eine Kur, die des seligen Doktor Eisenbart würdig gewesen wäre, suchte ein Mann namens Joseph Priotta zu Agawam in Massachusetts an seinem sechsjährigen Söhnen auszuführen. Er hatte gehört, daß Taubheit durch eine starke Erschütterung geheilt werden könne, und zu diesem Zweck sicherte er sich die Mithilfe eines Fliegers Charles Botholm, der mit dem Knaben in die Luft steigen und dann einen „Absturz“ ausführen sollte, um so die gewünschte Erschütterung hervorzu bringen. Außer dem tauben Knaben nahm auch noch ein Freund der Familie Abraham Mazari an diesem „Heilungsflug“ teil. Der Flieger stieg mit seinen Passagieren bis zu einer Höhe von 2000 Fuß empor und tauchte dann plötzlich herab. Aber dabei explodierte der Motor, das Flugzeug geriet in Flammen und der Propeller wurde fortgeschleudert. Der Pilot und die beiden Passagiere wurden später tot aufgefunden. Die Eisenbartkur hatte also drei Menschen das Leben gekostet.

Die Türe des Objekts. Aufregende Stunden verlebten dieser Tage die Bewohner eines Hauses in der Rue Courbet in Paris, dessen Pförtner gegen Abend, nachdem alle Bewohner des Hauses bereits zurückgekehrt waren, einen dumpfen Fall und Laute wie ein erstichtes Söhnchen hörte, das aus dem über der Portierwohnung gelegenen Geschöp zu kommen schien. Er ging die Treppe hinauf und klopfte an die Türen der verschiedenen Wohnungen, aber überall wurde ihm sogleich geöffnet und auf seine Frage geantwortet, daß nichts vorgefallen sei. Endlich fiel einem Wohnungsinhaber ein, daß das Geräusch aus dem Zimmer seiner Unterleiterin gekommen sein könnte. Man klopfte an der Tür, erhielt aber keine Antwort, dagegen wiederholte sich das erste Söhnchen. Man brach mit die Tür auf, aber der Eintritt war noch unmöglich, da der Eingang durch einen schweren Gegenstand verrammt war. Man rief nun die Feuerwehr zu Hilfe, und einige Wehrmänner bahnten sich durch Fenster einen Weg in das Zimmer. Dort bot sich ihnen ein überraschendes Bild. Der große Kleiderschrank, der das Hauptstück der Einrichtung bildete, war umgefallen, und in seinem Inneren fand man die Bewohnerin lebend und unverletzt, aber halb ersticht auf. Sie hatte sich in dem Verschreben, ein hochliegendes Kleidungsstück zu erreichen, auf die Kante des Schrankes gestellt und dieser, der etwas wacklig und altersschwach war, hatte sie unter sich oder vielmehr in sich begraben. Man befreite die Gefangene aus ihrer peinlichen Lage, und die auf der Treppe harrende Einwohnerschaft der gesamten Umgegend konnte beruhigt wieder in ihre Quartiere zurückkehren.

Ein merkwürdiger Unglücksfall. In Neapel hat sich ein sonderbarer Vorfall abgespielt. Ein kleines Mädchen, das vom ersten Stockwerk in ein vorbeifahrendes Automobil, in dem sich ein Arzt befand, fiel, hatte bei diesem Sturz schwere Verletzungen erlitten. Das Auto fuhr mit großer Geschwindigkeit zum Landesfrankenhause, überfuhr ungünstigerweise einen Mann, der die Straße überkreuzte und ebenfalls schwer verletzt wurde.

Der Heilige mit dem harten Kopf. In Bromberg wurde ein Bettler festgenommen, der auf dem Rücken einen 30 Kilogramm schweren Stein mit sich trug und so von Haus zu Haus zog. Er hatte bei seiner Bettelfahrt eine reiche Ernte gehalten, da niemand wagte, den unheimlichen Kerl mit seinem Riesensteinkopf abzuweisen. Bei der Polizei weigerte er sich, den Stein herauszugeben und erklärte, derselbe sei ihm eines Nachts vom Himmel herunter auf den Kopf gefallen und Gott habe ihm befohlen, ihn solange zu tragen, bis er sich in puren Gold verwandelt hätte. Da der Gerichtsarzt den Mann jedoch für einen Simulanten erklärte, interessierte sich die Polizei nicht weiter für seine Mission und verurteilte ihn zu vier Wochen Haft und Ueberweisung ins Arbeitshaus.

Fröhliche Ecke.

Verleger und Dichter. „Sie haben mich mit eigener Lebensgefahr aus dem Wasser gezogen, junger Mann! Wie kann ich mich erkennbar zeigen?“ — „Indem Sie meine Gedichte verlegen!“ — „Werfen Sie mich wieder hinein!“

In Gedanken. „In unserem Laboratorium werden täglich Versuche mit einem neuen Gift gemacht, von dem ein einziger Tropfen genügt, um hundert Menschen zu töten!“ — „Um Gottes willen, wo kriegen Sie denn alle die Menschen her?“